

A decorative border with a repeating floral and scrollwork pattern surrounds the central text.

med kärlek

EN FESTSKRIFT
TILL
CLAUDIA LINDÉN

EVA JONSSON, ANN-SOFIE LÖNNGREN
MATTIAS PIRHOLT & OSCAR VON SETH (RED.)

Södertörns högskola



(CC BY 3.0)

Publicerade under Creative Commons Attribution
3.0 Unported-licens

© Författarna

Södertörns högskola
Biblioteket
SE-141 89 Huddinge
www.sh.se/publications

Omslag: Jonathan Robson
Grafikform: Per Lindblom & Jonathan Robson
Foto av Claudia Lindén: Bengt Lundgren
Tryckt hos E-Print, Stockholm 2023

ISBN 978-91-89504-31-8

Bildnis des Vaters – des Flüchtlings

Christine Farhan

Liebe Claudia!

Zwei Kommentare vorweg:

Nach über 40 Jahren ist Schweden für mich immer noch das Land, in das ich 1981 als junge Frau emigriert bin, also das Ausland. Obwohl ich über 30 Jahre in schwedischen Schulen und Universitäten unterrichtet habe, empfinde ich immer noch stark, dass ich in der deutschen Sprache am ehesten zuhause bin. Sie liegt mir eben am nächsten, obwohl das nichts über meine tatsächlichen Sprachkompetenzen aussagt.¹

Deshalb war es mir wichtig, diesen Beitrag auf Deutsch zu schreiben. Er kommt von Herzen, was ja durchaus im Sinne des Anlasses dieser Festschrift ist.

Der zweite Kommentar betrifft das Thema dieser, deiner, Festschrift: Liebe. Du und ich haben beide in unserer Forschung dieses Thema mit ähnlichem Fokus berührt, der Mutterliebe. Ich möchte diesen hier und jetzt etwas erweitern und verschieben, von der Mutter, zu den Eltern, zum Vater.

Mein letztes Forschungsprojekt² zur Situation der Flüchtlinge unserer aktuellen Gegenwart hatte erstaunlicherweise eine bis dahin von mir wenig beachtete Perspektive auf meinen eigenen Vater eröffnet. Darum soll es in diesem Beitrag gehen.

Von Beginn an beschäftigte uns im Projekt die Frage, wie man Flüchtlingen als Gleichwertigen gegenüber treten kann, ohne sie als die ausgegrenzten Fremden zu behandeln, wie man sie einer-

¹ Im Laufe der Jahre hatte ich häufig das Gefühl, keine Sprache mehr richtig zu beherrschen. Das Sprachgefühl für Schwedisch hatte ständig zugenommen (ohne perfekt zu werden), das Sprachgefühl für Deutsch hingegen war schwächer geworden.

² Dieses Forschungsprojekt, *the (dis-)connected refugee*, wurde unter der Leitung der Medienwissenschaftlerin Heike Graf durchgeführt. In der Festschrift für mich, *Kulturmögen*, 2020, hatte Heike den Beitrag „Wir Flüchtlingskinder. Eine unendliche Geschichte“ verfasst. Mein Text hier ist sozusagen eine Fortsetzung der Thematik – eher aus westdeutscher Sicht.

seits als eigenständige Individuen sieht, andererseits aber im Blick behält, dass Fluchterfahrung eine universelle Erfahrung ist, die von den meisten von uns geteilt wird, wenn auch auf ganz verschiedene Art und Weise.

Im Einverständnis mit vielen anderen Forscher:innen kritisierten auch wir, dass Flüchtlinge oft zu einer anonymen Masse von hilflosen Opfern gemacht werden, die zu bemitleiden sind, wobei ihnen gleichzeitig alle Individualität und alle Fähigkeiten zur Eigeninitiative genommen werden. Helma Lutz fordert deshalb, den Fokus von Mitleid auf „recognition and belonging“ zu verschieben. Sie fragt sich, ob Flucht „always and ultimately [must] lead to crisis [...] or can it be characterized instead as allowing entry to a new and hybrid space for the re-creation of a self?“³ Sie kritisiert in diesem Sinne „the paradigm of ‚strangeness‘ in migration research“.⁴ Vilem Flusser nennt die Exilsituation sogar „a challenge to creative activity“⁵ und tritt für eine Perspektive ein, die den Flüchtling mit Handlungskraft versieht und weniger als den passiven Gegenpol.

An die Komplexität des Flüchtlingsbegriffes erinnert Kevin Smets. Flüchtlinge seien eine „perplexingly diverse population in terms of national, ethnic, religious, educational, class and gender identities“ und er empfiehlt Forscher:innen „[to] take into account as many demographic and sociocultural variables as possible“.⁶

Diesen Aspekt greift auch Hynek Pallas auf, Filmkritiker aus Prag, der im Alter von zwei Jahren 1977 nach Schweden kam. Gerade in Bezug auf Schweden spricht er von einem hysterischen Desinteresse, nach dem individuellen Hintergrund eines Flücht-

³ Helma Lutz, „Lost in Translation? The Role of Language in Migrants’ Biographies: What Can Micro-sociologists Learn from Eva Hoffman?“, *European Journal of Women’s Studies* 18:4 (2011), S. 349.

⁴ Lutz 2011, S. 354.

⁵ Vilem Flusser, „Exile and Creativity“, *Writings*, hrsg. von Andreas Ströhl (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2002 [1984]), S. 104.

⁶ Kevin Smets, „The Way Syrian Refugees in Turkey Use Media: Understanding ‚Connected Refugees‘ through a Non-media-centric and Local Approach“, *Communications* 43:1 (2018), S. 113-123, S. 115.

lings zu fragen, was seines Erachtens mit einer „tycka-synd-om-exotifiering“ (Exotisierung des Mitleids) zusammenhängt.⁷

Dementsprechend haben wir in unseren Interviews erfahren, dass viele Flüchtlinge die Kategorisierung ‚Flüchtling‘ als verallgemeinernde Stigmatisierung auffassen, die sie ausgrenzt, entindividualisiert, exotifiziert und zum ewigen, im besten Fall bemitleidenswerten Anderen macht. Wir haben uns deshalb eine Ausgangsposition gewählt, die sich mit dem Titel zu Andreas Kosserts Untersuchung zusammenfassen ließe: „Flucht – eine Menschheitsgeschichte“.⁸ Der Autor geht davon aus, dass so gut wie jede/r einen Hintergrund habe, der auf die eine oder andere Weise mit Flucht und Migration verknüpft sei. In jedem von uns gäbe es einen Flüchtling. Das hat Philipp Seuferling dazu veranlasst, seine Dissertation⁹ mit einem Überraschungseffekt einzuleiten. Das auf den ersten Seiten präsentierte Fluchtnarrativ enthüllt er später als einen Zusammenschnitt von ganz verschiedenen Fluchterzählungen aus ganz verschiedenen Zeiten. Die Fragen und Probleme sind überraschend ähnlich. Auch der Autor von u.a. *Exit West*, Mohsin Hamid,¹⁰ sieht Flucht als eine universelle Erfahrung und hebt deshalb in seinem Roman deren Allgemeingültigkeit hervor. Dies erläutert er ferner in einem Interview in dem schwedischen Literaturprogramm *Babel*, wo er davor warnt, bei Fiktionalisierungen zu sehr auf den Akt der Flucht, „the journey“ zu fokussieren:

But actually, this person [der Flüchtling] is not different at all because each of us has considered moving town, moving apartments. Each of us has graduated from school and began a life with a new set of colleagues and friends. Focusing on the journey for me exotifies and otherizes the migrant while focusing

⁷ Hynek Pallas, *Migrationsmemoar 1977–2018* (Falun: Atlas, 2018), S. 57.

⁸ Andreas Kossert, *Flucht – eine Menschheitsgeschichte* (München: Siedler 2020).

⁹ Philipp Seuferling, *Media and the Refugee Camp: The Historical Making of Space, Time, and Politics in the Modern Refugee Regime* (Huddinge: Södertörn Doctoral Dissertations, 2021).

¹⁰ Mohsin Hamid, *Exit West* (London: Hamish Hamilton, 2017).

on why did you leave a place and what happens in the new place is something we all participated in.¹¹

In diesem Sinne thematisiert Hamid in seinem Roman Fluchterfahrung als eine, die uns alle angeht. Wie leicht und gerne dies vergessen wird, darauf verweist Kristoffer Leandoer in seinem Essayband zur Fluchthematik in der Literatur.¹² Er erinnert die schwedischen Leser an die historische Periode von 1851 bis 1930, als eine halbe Million Schweden nach Amerika emigrierten, in der Hoffnung dem Hunger zu entkommen und ein besseres Leben in Übersee aufbauen zu können. Leandoer erinnert auch daran, dass diese Gründe, Hunger und ein besseres Leben, heutzutage *nicht* ausreichen, um Flüchtlingen den Aufenthalt in Schweden zu gewähren. Er weist darauf hin, dass zur gleichen Zeit, wo Flüchtlinge abgewiesen werden, Vilhelm Mobergs Roman *Utvandrarna* zum besten Roman der letzten tausend (!) Jahre gewählt worden ist:

[...] den har röstats fram som förra årtusendets (!) främsta roman och tycks inte kunna misslyckas i någon form, som frimärke, film, författarbiografi eller musikal. När Björn och Benny ville visa att svenska hjärtan ännu klappade under jetsetpälsten fick det bli *utvandrarna* och *Kristina från Duvemåla*.¹³

Leandoer fragt sich, wie „wir“ das Elend vergessen konnten, das erst vor ungefähr hundert Jahren die Menschen aus ihrer Heimat vertrieben hatte: „Hur kan det svenska folket, som valt utvandringen till sin berättelse framför andra, undgå att känna igen sin egen historia när den kommer hem till oss och klappar på vår dörr? Hur kunde vi undgå att se att det var Karl Oskar och Kristina som klev i land hos oss?“¹⁴ Wie konnte es den Schweden

¹¹ Mohsin Hamid in *Babel*, 29.10.2017, SVT.

¹² Kristoffer Leandoer, *L-ngta hem l-ngta bort – en essä om litteratur på flykt* (Stockholm: Natur & Kultur, 2020).

¹³ Leandoer 2020, S. 170.

¹⁴ Leandoer 2020, S. 175.

entgehen, dass es Karl Oskar und Kristina waren, die an ihre Tür klopfen?

Vergessen ist eine Strategie des Erinnerns, wie Aleida Assmann ausführlich in ihrer Untersuchung zu *Formen des Vergessens*¹⁵ ausführt. Dass ich in dieser Hinsicht keine Ausnahme war, habe ich erst durch dieses Forschungsprojekt gelernt. Meine eigene Anknüpfung an das Thema Flucht und Migration hatte ich zunächst darin gesehen, dass ich selbst aus Deutschland nach Schweden emigriert bin. Außerdem habe ich einen Partner, der als Flüchtling nach Schweden gekommen ist. Dass allerdings mein Vater und seine Familie nach dem zweiten Weltkrieg als Flüchtlinge nach Lübeck, meiner Heimatstadt, gekommen waren, hatte ich ganz ausgeblendet, einfach „vergessen“.

So kam es, dass ich durch die Begegnung mit anderen Fluchtnarrativen dazu inspiriert wurde, meine eigene Geschichte als Flüchtling der zweiten Generation in mein Bewusstsein zurückzuholen. Um dies näher zu untersuchen, wählte ich eine auto-ethnographische Herangehensweise, die Shahram Khosravi benennt „as a form of self-narrative“, das das Selbst in einem sozialen Kontext verankert und somit in der Lage ist, verschiedene Schichten von Bewusstsein zu vermitteln, wobei das Persönliche mit dem Kulturellen verknüpft wird. Der auto-ethnographische Text fordert seine Leser:innen dazu auf, „to become coparticipants, engaging the storyline morally, emotionally, aesthetically, and intellectually“.¹⁶

Die Situation in Westdeutschland und Schleswig-Holstein nach 1945

Flüchtlinge aus dem Osten, die entweder vor der sowjetischen Armee geflohen oder aus besetzten Gebieten vertrieben worden waren, machten zirka 14 Millionen Menschen aus. Im politischen Klima der Nachkriegszeit wurden sie zumeist als reaktionäre Revanchisten abgetan, denen es lediglich darum ging, das ‚Groß-

¹⁵ Aleida Assmann, *Formen des Vergessen* (Göttingen 2016: Wallstein).

¹⁶ Shahram Khosravi, *'Illegal' Traveller. An Auto-ethnography of Borders* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2010), S. 4.

deutsche Reich‘ in seinen alten Grenzen wiederherzustellen. „Vertriebene galten pauschal als Revanchisten, weshalb es unter Intellektuellen verpönt war, sich mit Flucht und Vertreibung der Deutschen zu beschäftigen.“¹⁷ Sie waren die „Ewiggestrigen“.¹⁸ Sie störten „in der heilen Welt des Wirtschaftswunders“¹⁹ und riefen bei der einheimischen Bevölkerung erstaunlich aggressive Reaktionen hervor, die an nazistische Ungezieferhysterik erinnern. Als eines der drei großen Übel der Zeit wurden sie zusammen mit Wildschweinen und Kartoffelkäfern genannt.²⁰ Flüchtlinge mussten Beschimpfungen über sich ergehen lassen wie „Flüchtlingsschweine, Polacken, Rucksackdeutsche, 40 kg Zigeuner“.²¹ Da sie oftmals in Flüchtlingslagern, Barracken, untergebracht waren, wurde ihnen die Sammelbezeichnung „homo barackiensis“²² verpasst und die Züge zu den Lagern erhielten die Bezeichnung „Knoblauchexpress“.²³

Besonders entwickelt war der Rassismus im norddeutschen Bundesland Schleswig-Holstein, in dem ich geboren bin. Hier hatte sich durch die Flüchtlinge die Bevölkerung nahezu verdoppelt (Mai 1939: 1.588.994, Oktober 1946: 2.653.084, ein Zuwachs von 67 Prozent).²⁴ Damit hatte Schleswig-Holstein „gemessen an seiner Bevölkerungszahl, die größte Last in der Aufnahme, Unterbringung, Versorgung und beruflichen Integration der Flüchtlinge zu tragen“.²⁵ Die Zahl der Arbeitslosen stieg im Verlauf des Jahres 1949 von 21.000 auf 221.000. 58,5 Prozent aller Arbeitslosen waren Flüchtlinge.²⁶

Dies ist der sozialdemographische Hintergrund für drastische neonazistische Beschimpfungen, die die Flüchtlinge durch die

¹⁷ Andreas Kossert, *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* (München: Siedler Verlag, 2009), S. 260.

¹⁸ Kossert 2009, S. 5

¹⁹ Kossert 2009, S. 58

²⁰ Kossert 2009, S. 63

²¹ Kossert 2009, S. 65.

²² Kossert 2009, S. 90.

²³ Kossert 2009, S. 91.

²⁴ Kossert 2009, S. 96.

²⁵ Diercks 1997, S. 11.

²⁶ Kossert 2009, S. 125.

einheimische Bevölkerung über sich ergehen lassen mussten: „In die Nordsee mit dat Schiet“²⁷ und: „Ihr Flüchtlinge gehört alle nach Auschwitz in den Kasten.“²⁸

Andernorts wird ein anderes Bild vermittelt: Obwohl Schleswig-Holstein die größte Last zu tragen gehabt hätte, wäre „das Zusammenleben in vielen Fällen durchaus harmonisch“ gewesen.²⁹ Als Beweis führt der Autor seine eigene Untersuchung an, in der 100 (von über einer Million) Zeitzeugen darüber berichten, wie freundlich und hilfsbereit sie von den Einheimischen aufgenommen und unterstützt wurden.³⁰

Nicht nur Kossert vermittelt ein anderes Bild. Auch ich habe eine Zeitzeugin interviewt, deren Geschichte eher nicht mit obigen Beschönigungen übereinstimmt: meine Cousine.³¹

Flüchtling in Lübeck

Als Vierjährige war sie gleich nach Kriegsende zusammen mit ihren Großeltern über die Ostsee aus Stettin (heute Szczecin in Polen) nach Flensburg geflüchtet. Nach einem Fußmarsch von mehreren Tagen (150 km) kamen sie in Lübeck an, wo mein Großvater ein Zimmer für sie ergattert hatte. Laut dem Wohnungsgesetz vom 8.3.1946, war es möglich, Wohnraum für Flüchtlinge zu beschlagnahmen.³² Bereits auf dem Fußmarsch nach Lübeck hatten sie feindselige Ablehnung erfahren müssen, als sie einen Bauern um ein bisschen Milch baten.

Auch die Anekdote über die gestohlenen Fettaugen zeigt deutlich die Notlage der Vertriebenen, für die die Einheimischen wenig Verständnis zeigten: Eines Tages war es meiner Großmutter zu ihrer großen Freude gelungen, ein paar Fleischknochen für eine Suppe zu erstehen. Während der Zubereitung verließ sie die Küche für ein paar Minuten. Als sie zurückkam, musste sie feststellen, dass ihre Vermieterin die Fettaugen von der Suppe

²⁷ Kossert 2009, S. 75.

²⁸ Kossert 2009, S. 88.

²⁹ Diercks 1997, S. 13.

³⁰ Diercks 1997, S. 13.

³¹ Interview vom 23.3.2019.

³² Interview vom 23.3.2019.

abgeschöpft, also gestohlen hatte. Daraufhin brach meine Großmutter in heftige Tränen aus.

So allmählich, Anfang der 50er Jahre, sollte sich eine menschenwürdigere Behausung anbieten. Um die Spannungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen zu mildern, sollten die Lager abgewickelt werden: „Landauf, landab entstanden in den 1950er und 1960er Jahren Siedlungen an den Ortsrändern, die auf die Ankunft der Vertriebenen hinwiesen und Deutschlands Weichbild nachhaltig veränderten.“³³

Der Bau dieser Siedlungen signalisierte, „dass die Vertriebenen auf eine Zukunft im Westen“ setzen konnten. Zum Bau der Häuser sollten die Siedler durch Eigenarbeit selbst beitragen. Laut Kossert ermöglichte diese politische Maßnahme zwar die Abwicklung der Flüchtlingslager, die große soziale Probleme mit sich gebracht hatten, doch auch diese Siedlungsgebiete, die ausschließlich für Flüchtlinge gedacht waren, verstärkten deren Ausgrenzung und Stigmatisierung. Auf der anderen Seite jedoch wurden die Flüchtlinge so zu Hausbesitzern, was ihnen stabilere Zukunftsaussichten vermitteln sollte.³⁴

So ein Siedlungsgebiet wurde mein Zuhause. Ein paar Felder außerhalb Lübecks wurden ausersehen, um sie Flüchtlingen als Bauland zur Verfügung zu stellen. Mein Großvater, ausgestattet mit einer Flüchtlingsbescheinigung, erwarb so ein Grundstück mit einem großen Garten. So allmählich entstanden hier Doppelhäuser, von denen meine Familie eine Hälfte ihr Eigen nennen durfte. Zunächst lebten die Großeltern jedoch mit meiner Cousine auf dem Grundstück in einem Schuppen, den mein Großvater provisorisch zusammengezimmert hatte. Da er in seinem früheren Leben Seemann gewesen war, versah er diesen ausschließlich mit runden Fenstern. So fühlte er sich wohl eher heimisch, das heißt auf hoher See. Hühner, die ihre Legeplätze unter dem Bett hatten, gab es von Anfang an. Auch an das Schaf Auke erinnert sich meine Cousine, die überhaupt ihre Kindheit

³³ Kossert 2009, S. 159. Vgl. auch Helmut Meininghaus, *Groß Grönau. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1230-2007* (Horb am Neckar: Geiger-Verlag, 2007), S. 142-146.

³⁴ Kossert 2009, S. 148.

in Groß Grönau sehr idyllisch in Erinnerung hat: „Für mich war es die beste Zeit, hier fühlte ich mich zuhause,“ fasst sie ihre Erzählung zusammen.

Als das Haus zum großen Teil in Eigenarbeit fertiggestellt war, zogen 1953 auch meine Eltern mit meiner Schwester ein. Mein Vater war ja ebenfalls „anerkannter“ Flüchtling. Ich sollte dann 1955 zu ihnen stoßen. Im Haus war weder eine Toilette noch fließend Wasser vorgesehen. Die Wasserpumpe befand sich normalerweise auf dem Hof, aber meine Familie erlaubte sich den Luxus, gegen Zuzahlung sofort eine Pumpe im Haus, später ‚sogar‘ eine zweite im Obergeschoss, installieren zu lassen. Trotz der primitiven Wohnverhältnisse war meine Mutter³⁵ froh und erleichtert, endlich eigene Räume für ihre Familie zu haben. Sie konnte die unmoderne Behausung trotz aller Mängel sogar genießen: „Ich fand es gut, dass wir unser Zuhause selber bauen mussten und uns nicht ins fertige Nest setzen konnten. Die ganze Zeit führten wir Verbesserungen aus.“ „Aufbaujahre“ nennt sie diese Zeit. Außer Auke gab es auch Schweine, die auf dem Grundstück geschlachtet und unter anderem zu schmackhafter Wurst verarbeitet wurden. Sogar eine kleine Räucherammer hatte mein Großvater im Keller eingebaut. Auch an Kaninchen, Hühner und Enten kann ich mich gut erinnern. Ein Fest waren immer die Geburtstage meiner Großeltern. Wir konnten es kaum erwarten, nach der Schule nach Hause zu kommen, denn bereits das Mittagessen fand bei den Großeltern statt – es gab immer „Kanickelbraten“.

Hinter dem Haus erstreckte sich ein langer, schmaler Gartenstreifen, der in erster Linie für den Anbau von Obst und Gemüse gedacht war. Das gesamte Grundstück umfasste über tausend Quadratmeter. Es gab bereits ein paar Obstbäume und eine Unmenge von Johannesbeerbüschen. Als Kind hasste ich die Gartenarbeit, zu der wir ständig angehalten wurden, vor allem nach unseren Urlaubsreisen. Heutzutage kann ich ohne Garten und Gartenarbeit nicht sein.

³⁵ Interview vom 4.11.2020.

Natürlich sollten sich die Bewohner zum größten Teil selbst versorgen können. Doch Kossert nennt auch noch eine andere Funktion der Gärten: sie waren „eine Art selbstgeschaffenes Übergangsobjekt“: „Der Garten diene nicht nur als Refugium und zur Selbstversorgung, sondern auch zur Vergewisserung, dass die neue Umwelt nicht bruchlos unter das Apriori des Vertreibungstraumas zu subsumieren wäre.“³⁶

Der Garten mit Blumen, Obst und Gemüse schuf eine Atmosphäre, in der Erinnerungen an das frühere Zuhause lebendig gehalten werden konnten. Meine Großmutter war berühmt für Wicken und „Jülken“ (die pommersche Bezeichnung für Ringelblumen), die jedes Jahr in ihrem Garten prunkten. Eine andere ‚Oma-Blume‘ trägt den symbolträchtigen Namen „Tränende Herzen“. Diese Blumensorten sind für mich auf ewig mit meiner Oma und somit meiner Kindheit in der Flüchtlingsbehausung verbunden. Auch die Erntezeiten, das Einwecken, Entsaften und die Zubereitung von Marmelade waren kollektive Ereignisse, die nicht nur den Familienzusammenhalt für uns Kinder stärkten, sondern auch halfen, einen Teil der alten Heimat zu konservieren, ohne dass darüber ein Wort verloren wurde.

Natürlich war das Einkaufen von Lebensmitteln wegen der isolierten Lage ein Problem. Es gab nur einen kleinen Tante-Emma-Laden, der zwar wunderschön war mit seinen großen Holzschubladen für Mehl und Zucker und mit den Gläsern für Bonbons auf der Theke, zum Beispiel Goldnüsse und Knuspertaler. In dreieckigen Papiertüten, weiß mit blauen Sternchen, konnten wir auch billig ‚Salmis‘ (rautenförmige Lakritz-Teilchen) für unser knappes Taschengeld erstehen. Diese klebten wir uns dann zu großen Sternen auf den Handrücken und leckten sie ab. Das verlängerte den Genuss. Doch für den Großeinkauf musste meine Mutter in die Stadt, nach Lübeck, fahren. Dies war immer ein großes Unternehmen, das einen ganzen Tag in Anspruch nahm, denn Busse fuhren recht selten. Wir Kinder sahen der Rückkehr unserer Mutter allerdings voller Erwartung entgegen, brachte sie uns doch immer etwas mit, zumeist Süßigkeiten, die

³⁶ Kossert 2009, S. 454.

damals noch etwas ganz Besonderes waren. Heute gibt es ein gut ausgebautes Einkaufszentrum ganz in der Nähe.

Wenn ich nun im Weiteren darauf eingehen werde, wie der Flüchtlingsstatus meines Vaters auf mich und auf unsere Familie eingewirkt hat, sind es vor allem drei Faktoren, die meiner Meinung nach von besonderer Relevanz waren: Die Mischehe meiner Eltern, der Sport und unsere Schulbildung.

Mischehe

Mischehe – ein Wort, das mir in Bezug auf meine Eltern zunächst völlig abwegig erschien. Und dennoch habe ich einsehen müssen, dass diese Bezeichnung zweifelsohne auf sie zutrifft. Dass mein Vater der Flüchtling und meine Mutter die Einheimische war, sollte für unser Familienleben durchaus von Bedeutung sein.

Kossert berichtet, dass Beziehungen mit Einheimischen normalerweise selten waren. „Einheimische und Vertriebene blieben zunächst mehr oder weniger unter sich.“³⁷ Man war in der Regel sehr gegen Mischehen, „da war der Teufel los“, zitiert Kossert eine Vertriebene. Das Urteil der Eltern über die Schwiegertochter war eindeutig und brutal: „Die isch nix, die hat nix, die kann nix. Die Flüchtlinge taugen nix! Wenn das anständige Leute gewesen wären, hätte man sie nicht vertrieben.“³⁸

Dieses Zitat, wenn man es in norddeutsche Mundart überführte, könnte durchaus meinem Vater gegolten haben, als meine Mutter ihn als zukünftigen Schwiegersohn vorstellte. Sie selbst war nicht nur ‚echte‘ Hanseatin mit einer langen Familientradition in den Hansestädten Hamburg und Lübeck, ihre Familie gehörte darüber hinaus auch dem Mittelstand an mit einem Fahrradgeschäft in der Lübecker Innenstadt. Ihr Vater hatte sich einen ganz anderen Schwiegersohn vorgestellt. Ein Akademiker, am liebsten mit Dokortitel, wäre weitaus willkommener gewesen

³⁷ Kossert 2009, S. 174. „1949 schlossen in Bayern insgesamt 16 344 Vertriebene Ehen mit Einheimischen, das waren 17,2 Prozent aller Eheschließungen, allerdings gab es in den Städten mehr Mischehen als auf dem Land. 1950 gingen 21 228 Vertriebene eine Mischehe ein (23,1 Prozent), 1952 sogar 24,8 Prozent.“

³⁸ Kossert 2009, S. 175.

als dieser arme Flüchtling. Während mein Vater mit seiner Familie auf engstem Raum hauste und am Hungertuch nagte, musste meine Mutter derlei Missstände nicht am eigenen Leib erfahren. Natürlich erlebte auch sie, dass es „von allem zu wenig“ gab, aber an Hunger kann sie sich nicht erinnern. Bei ihr zuhause gab es immer genug zu essen. Sie zerbrach sich eher den Kopf darüber, wo sie Stoff für ein neues Kleid erstehen konnte.

Auch was die Schulbildung anbelangt, waren meine Eltern ein ungleiches Paar. Mein Vater war Arbeiter. Er hatte nach sieben Jahren Volksschule eine Schlosserlehre absolviert. Für meine Mutter waren Gymnasium und Abitur geplant.

Doch sie hatte andere Pläne. Sie verließ die ‚Oberschule für Mädchen‘ kurz vor dem Abitur und bestand auf ihrer Beziehung zu dem ‚ungebildeten‘ Flüchtling. Das Urteil über meinen Vater war hart: „Kann der denn überhaupt ordentlich deutsch?“ Mein Großvater stellte sogar die suggestive Frage: „Willst du, dass deine Kinder verhungern?“ Zeitlebens wurde mein Vater von seiner Schwiegermutter mit „du“ und Nachnamen angesprochen, eine Anrede, die eigentlich nur untergeordneten Angestellten vorbehalten ist und einer unverschämten Erniedrigung gleichkommt. Als meine Eltern vorübergehend ein kleines Zimmer bei den Eltern meiner Mutter bewohnten, war es ihnen untersagt, das Badezimmer zu benutzen. Für sie, oder eher, für ihn, gab es eine Zinkwanne im Keller. Dass diese Sonderbehandlung kein Einzelfall war, bezeugt die Autobiographie des Schauspielers Edgar Selge, die mir vor kurzem in die Hände fiel. Er berichtet ähnlich von dem Ausschluss der Flüchtlinge aus dem Badezimmer der Vermieter:

Weil wir kein Badezimmer hatten, durften wir einmal in der Woche unten bei Engelhardts die Wanne benutzen. Das war nicht selbstverständlich. Was, Flüchtlinge baden auch? Haben die ganz naiv gefragt. War nicht böse gemeint. Die konnten sich das einfach nicht vorstellen. Flüchtlinge waren nicht beliebt.³⁹

³⁹ Edgar Selge, *Hast du uns endlich gefunden* (Fulda: Rowohlt, 2022), S. 73

Meine Mutter macht vor allem meine Großmutter für derartige Diskriminierungen verantwortlich: „Sie war arrogant und erwartete von allen Männern, dass sie sie bewunderten. Das tat dein Vater nicht!“ bemerkt sie – nicht ohne Stolz.

Ich fragte meine Mutter, wie sie es empfunden hatte, mit dieser Ablehnung und dem sozialen ‚Abstieg‘ zu leben. Doch für sie war es kein Schritt nach unten, sondern nach vorn. Sowohl die Ehe mit meinem Vater als auch der Umzug in die Flüchtlingsiedlung waren ihrer Meinung nach genau das Richtige. Nicht zuletzt war es für sie ‚normal‘ ihrem Mann zu folgen und sich seinen Möglichkeiten anzupassen: „Diese waren zwar nicht die besten, aber wir waren jung und stark und waren davon überzeugt, dass wir alles schaffen konnten.“ Sie erinnert diese Zeit als einen besonders glücklichen Lebensabschnitt: „Ich war froh, dass ich einen Mann hatte, dass wir noch jung waren, dass ich Kinder hatte – das war genau das, was ich wollte.“ Sie verweigerte sich den Plänen ihrer Eltern, sie wollte kein Abitur, sie wollte eine Lehre als Schneiderin absolvieren, um besser für das Leben als Hausfrau und Mutter gerüstet zu sein. Das war ihre Vision von einer glücklichen Zukunft.

Die einfachen Wohnverhältnisse tauschte sie mehr als gerne gegen die Abhängigkeit von ihren Eltern ein. Der Einzug in die Flüchtlingsiedlung kann so als Schritt zur Loslösung von den Eltern gesehen werden, was ihr durchaus Stärke und Durchsetzungsvermögen abverlangte. Gegen den Wunsch ihrer Eltern verließ sie also das Gymnasium frühzeitig, um den Mann ihrer Wahl zu heiraten. Auch wenn meine Mutter die traditionelle Frauenrolle wählte, so war diese Wahl ganz bewusst und durchaus mit einer anständigen Portion Rebellion getroffen worden. Diese bewusste Haltung half ihr sicher, das harte Leben auszuhalten und einen starken Kampfgeist – sie wollte es ihren Eltern zeigen – zu entwickeln. Das wichtigste für sie war, dass auch ihr Partner Ehrgeiz hatte. Aus freiem Willen und hoch motiviert verließ sie ihr Elternhaus und gründete eine Familie zusammen mit dem Ostflüchtling in einer primitiven Flüchtlingsbehausung, die unser Zuhause werden sollte, wo wir, meine

drei Geschwister und ich, unsere Kindheit verbrachten und wo meine Mutter heute noch wohnt.

Für meinen Vater hingegen war die Ehe mit einer Einheimischen ein sozialer Aufstieg. Sie beinhaltete sowohl kulturelles als auch soziales Kapital. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie stolz mein Vater immer war, wenn meine Mutter aus ihrer Gymnasialbildung schöpfte und Balladen von Goethe und Schiller, wenn auch bruchstückhaft, rezitierte. Auch wenn sie das Abitur nicht hatte, war es für meinen Vater wichtig, dass sie ein bisschen Allgemeinbildung aufweisen konnte: „Er wollte keine blöde Frau“, formuliert es meine Mutter drastisch.

Bildung und Ausbildung sollten in unserer Familie eine besondere Rolle spielen, obwohl oder vielleicht gerade, weil meine Großeltern meinen Vater dafür verantwortlich machten, dass ihre Tochter das Gymnasium abgebrochen hatte: „Aber das ist falsch. Ausbildung war sehr wichtig für ihn. Er schätzte meine Schulbildung, aber auch, dass ich gut nähen konnte. Er wollte eine gute Hausfrau und Mutter für seine Kinder.“ In dieser Hinsicht waren sie durchaus auf einer Wellenlänge.

Die Familie mit traditioneller Arbeitsteilung, dem Mann als Versorger und der Frau als Hausfrau, war nach dem Krieg vor allem in Westdeutschland vorherrschend. Für viele Westdeutsche war der Rückzug in die Privatsphäre der Familie die oft gewählte und politisch unterstützte Strategie, um mit den Kriegserlebnissen fertig zu werden, bzw. diese erfolgreich zu verdrängen. Der Rückzug ins Private ist häufig als Vogel-Strauß-Perspektive bezeichnet worden, das heißt man steckte den Kopf in den Sand, um sich nicht mit der Tagespolitik und der Vergangenheit auseinandersetzen zu müssen. Jetzt hieß es Blick nach vorn und Aufbau. In dieses Konzept fügten meine Eltern sich ein.

Die Mischehe meiner Eltern wirkte sich auf unser Familienleben vor allem dadurch aus, dass das Aufrechterhalten von Traditionen und das ständige Reproduzieren der sentimentalisierten Fluchterfahrung äußerst spärlich waren. Andere Zeitzeugen berichten davon, wie ihnen der Flüchtlingsstatus immer wieder eingehämmert wurde: „Wir waren doch Flüchtling, hieß es

immer, und es klang in meinen Ohren, als handelte es sich dabei um eine besondere Kategorie von Menschen. [...] Als ich ein ganz kleines Mädchen war, war ich überzeugt, dass man bereits als Flüchtling zur Welt kommt.“⁴⁰ „Die Flucht, die Flucht, immer die Flucht“ ruft eine andere Zeitzeugin irritiert aus und fährt fort: „Die Geschichte von der Flucht wurde jedes Mal erzählt, wenn zwei Erwachsene zusammenkamen. Sie begann mit ALS DER RUSSE KAM und endete damit, dass geweint wurde.“⁴¹

Bei uns war das anders. Flucht und Vertreibung wurden selten thematisiert. Ich kann mich nicht an Tränen oder andere sentimentale Ausbrüche zu Weihnachten erinnern. Ausdrucksformen von Alltagskultur aus der alten Heimat in Form von Volksliedern oder typischen Gerichten ‚von früher‘ waren in unserer Familie selten. Außer an die pommersche Teewurst und das pommersche Gericht *Buttermilch mit Kartoffeln* fällt mir in dieser Hinsicht nichts ein. Das hängt wohl durchaus mit der Mischehe meiner Eltern zusammen, doch auch die Vorwärtsgewandtheit meines Vaters spielte hier eine entscheidende Rolle. Nostalgie war nicht sein Ding. Er aktivierte all seinen Ehrgeiz für ein erfolgreiches Leben in der Zukunft, eine Haltung, die er auch auf seine Kinder übertrug. Dass die Faktoren Sport und Schulbildung hierbei eine große Rolle spielten, habe ich erst durch die Flüchtlingsperspektive auf meinen Vater richtig verstehen können.

Sportvereine – die besten Möglichkeiten zur Integration

Ich habe mich immer gefragt, warum organisierter Sport und körperliche Aktivitäten in unserer Familie so wichtig waren. So lange ich mich zurückerinnern kann, bereits ab drei Jahren, war der Sportverein Teil meines Alltags. Zwei Abende in der Woche verbrachten wir als Kinder in der Regel auf dem Sportplatz, während meine Eltern Faustball spielten. Sport war für meinen Vater das Allheilmittel schlechthin, das Rezept gegen schlechte Laune, Langeweile, Einsamkeit, kleine gesundheitliche Weh-

⁴⁰ Kossert, 2009, S. 59

⁴¹ Kossert, 2009, S. 60.

wehchen und psychische Probleme. Später durften wir zwar eigene Sportarten wählen, aber überhaupt keinen Sport zu treiben, das war unvorstellbar in unserer Familie. Obwohl es immer Phasen in meinem Leben gab, in denen ich Sport ablehnte, ja geradezu hasste, so bin ich doch stark durch diesen Lebensstil geprägt worden. Doch dass dies auch mit dem Flüchtlingsstatus zusammenhängen kann, das ist mir erst kürzlich bewusst geworden.

Kossert hebt nämlich hervor, dass gerade für Flüchtlinge, Sportvereine eine große Rolle bei der Integration spielten: „Sportvereine boten die besten Möglichkeiten zur Integration.“⁴² – und so ist es ja bis heute. Im Lübecker Turnverein traf mein Vater, der Flüchtling, meine Mutter, die Einheimische. Hier schloss er auch die ersten Freundschaften in der neuen Heimat, die ein Leben lang halten sollten. Beim Sport gibt es kein Flüchtlingsproblem, denn hier zählt nur die sportliche Leistung oder mit den Worten meiner Mutter:

Wir lernten uns beim Sport kennen und hier ist das einzige, was zählt, dass du gut bist. Und wenn er ein Tor schießt, ist er der Größte und es spielt keine Rolle, ob er Flüchtling oder Einheimischer ist. Und überhaupt, es gab nicht so viel zu wählen, es gab nur wenige junge Männer, die meisten waren im Krieg geblieben.

Meine Mutter war 19 und mein Vater 24, als sie eine Beziehung eingingen. Beide spielten Handball. Da mein Vater „gut“ war, bewunderte sie ihn. Sie hat viele positive Erinnerungen an die Zeit, als sie zu Wettkämpfen in andere Städte fuhren: „...auf so klapprigen LKWs... es war schon spannend, wenn wir zum Handballspielen wegfahren konnten.“

Beim Sport hatte mein Vater meistens gute Karten. Bereits vor dem Krieg hatte er sich immer durch besonders gute Leistungen ausgezeichnet. Nach dem Krieg, aus der Gefangenschaft geflüchtet und angekommen bei seinen Eltern in Lübeck, war einer

⁴² Kossert 2009, S. 179.

seiner ersten Schritte, Mitglied in einem Sportverein zu werden. In kürzester Zeit war er ein erfolgreicher Handballspieler. Die Mitgliedschaft in einem Sportverein diente somit als stabilisierendes Element in einer desolaten Gegenwart. Hier fühlte er sich aufgehoben und heimisch. Der Sport schlug außerdem eine Brücke zum Leben in der alten Heimat vor dem Krieg. Hier konnte er der verwirrenden und verunsichernden Gegenwart entkommen. Nachdem alles andere verloren war, war Sport, „das einzige, was er noch hatte“, so meine Mutter. Der Sportverein war eine neutrale, unpolitische Arena, wo es geradezu unerwünscht war, politische Stellung zu beziehen. Was richtig und falsch war, konnte leicht voneinander unterschieden werden, Gewinner und Verlierer waren problemlos festzustellen: Der Beste gewann – dies kam meinem Vater sehr entgegen, an diesem Prinzip konnte er sich orientieren.

Sport war immer die Antwort auf alle Fragen und das Rezept für alle Probleme bei uns. Als ich 1988 kurz nach meiner Scheidung für eine Weile zurück zu meinen Eltern zog, setzte mein Vater mich heimlich gleich auf die Warteliste des Tennisclubs...

Ausbildung

Für meinen Vater war es sehr wichtig, dass alle seine Kinder aufs Gymnasium gingen und das Abitur schafften, auch seine Töchter. Dies war damals noch keine Selbstverständlichkeit. Ich erinnere mich an Kommentare aus der Familie: „Was sollen die denn mit dem Abitur, die heiraten ja doch.“ Im wahrsten Sinne auf Biegen und Brechen sah jedoch mein Vater zu, dass wir alle ans Ziel kamen. Strafen für schlechte Noten gehörten zum Alltag. Damals war ein effektives Mittel noch das Fernsehverbot.

Auch die Einstellung zur Schulbildung kann im Licht der Flüchtlingssituation gesehen werden. Die meisten Flüchtlinge konnten kein Eigentum mit auf die Flucht nehmen. Als arme Flüchtlinge wurden sie von den Einheimischen abgewiesen, obwohl sie Deutsche waren und Deutsch ihre erste Sprache war. Schulbildung wurde somit ein Weg aus der Misere:

Umgeben von einer unvollständigen Familie, verlorenen Heimaten, instabilen Eltern und einer unfreundlichen Umwelt suchten viele Vertriebenenkinder Selbstbewusstsein über Leistung zu gewinnen. Schule und Arbeitsplatz gehörten zu den wenigen Feldern, auf denen Vergleich und Rivalität möglich waren: Es zählten Wissen, Können und Erfolg, nicht Herkunft oder Besitz.⁴³

Die allgemeine Einstellung war: „Was ihr im Kopf habt, das kann euch keiner nehmen.“⁴⁴ Viele Vertriebene setzten „auf Kultur und Bildung“ und schickten ihre Kinder auf weiterführende Schulen.⁴⁵ Bei Anträgen auf höhere Ausbildung waren Flüchtlingskinder überrepräsentiert. Erstaunt wurde konstatiert, dass diese Kinder bessere Noten hatten, trotz Flucht und Vertreibung. Dies war nicht zuletzt den Eltern geschuldet, die „eine gediegene, gute Ausbildung ihrer Kinder“⁴⁶ anstrebten – das wertvollste Kapital für ihre Zukunft.

Davon kann ich ein Lied singen. Meine Eltern wählten für mich und meine Schwester eine Volksschule, die zwar nicht zu unserem Einzugsgebiet gehörte, aber nach ihrem Ermessen eine bessere und modernere Ausbildung garantierte als die veraltete Dorfschule, in der immer mehrere Jahrgänge zusammen unterrichtet wurden. Diese Entscheidung hatte allerdings Folgen, die sich sogar am Rande der Legalität bewegten – ein bisschen Schummeln war von Nöten. Wir mussten nämlich polizeilich bei meinen Großeltern gemeldet sein und so tun, als ob wir dort wohnten. Wir waren also von den eigenen Eltern angehalten über unseren Wohnsitz zu lügen, krass gesagt. Unser Schulweg verdoppelte sich. Busse gab es nur selten, weshalb wir im Sommer und Winter die erste Strecke bis zu unserer ‚illegalen‘ Adresse auf dem Fahrrad zurücklegten. Dort stellten wir die Räder ab und gingen zu Fuß weiter.

⁴³ Kossert 2009, S. 452.

⁴⁴ Kossert 2009, S. 452.

⁴⁵ Kossert 2009, S. 174.

⁴⁶ Kossert 2009, S. 174.

Die Einstellung meines Vaters zur Schulbildung hängt sicherlich auch mit frühen, individuellen Lebenserfahrungen zusammen. Er stammte aus einer Familie, die es sich nicht leisten konnte, allen Kindern eine höhere Ausbildung zu ermöglichen. Als der ältere Bruder meines Vaters für die Realschule empfohlen wurde, gab mein Großvater nicht sein Einverständnis mit der Begründung, dass er nicht allen Kindern diese Chance bieten könnte. Deshalb sei es ungerecht, wenn nur einer sie bekäme. Dennoch wurde der Bruder kaufmännischer Angestellter, was in der Familie höher angesehen war als die Schlosserlehre meines Vaters. Der Bruder bekam trotz des Gerechtigkeitssinnes seines Vaters zuhause eine Sonderstellung durch seine Mutter. Ihm wurde das Mittagessen in der ‚guten Stube‘ serviert, er wurde sogar „Vater“ genannt. Ihm wurde in Abwesenheit des leiblichen Vaters, der monatelang zur See fuhr, die Rolle des Familienoberhauptes zugewiesen. Bereits in seiner Kindheit erfuhr also mein Vater den Wert von Schulbildung und die Enttäuschung, selbst nicht in deren Genuss zu kommen. Diese Erfahrung fusionierte mit der Nachkriegserfahrung als Flüchtling und prägte seine Lebenseinstellung: nicht sentimental in der Vergangenheit zu verweilen, den Blick nach vorn zu richten und allen Ehrgeiz für ein besseres Leben zu aktivieren.

Meine Erfahrung

„Schon die ganz kleinen Kinder lernen, dass mit ihnen und ihrer Familie etwas anders ist, aber was genau das ist, wissen sie nicht.“⁴⁷ Dieser Satz wirkte auf mich wie ein Aha-Erlebnis. Er klingt wie ein Motto für meine Kindheit und vielleicht mein ganzes Leben, denn erst jetzt, im Zusammenhang mit diesem Forschungsprojekt geht mir auf, wie die Flucht meines Vaters indirekt auch auf mein Leben eingewirkt hat und hilft mir, dieses diffuse Gefühl, dass „etwas anders“ war, näher zu identifizieren.

Ich bin also Flüchtlingskind. Nie zuvor hatte ich diese Kategorisierung für mich in Anspruch genommen. Doch habe ich Erinnerungen, die damit in Beziehung gebracht werden könnten.

⁴⁷ Kossert, 2009, S. 59.

Vor allem ist da diese Empfindung, dass wir arm waren. Ich habe zwar nie hungern müssen, aber in unserer Familie herrschte eine Sparsamkeit vor, die der Erfüllung unserer Wünsche und Bedürfnisse enge Grenzen setzte. Zum Beispiel in Bezug auf Lebensmittel. Wie bereits erwähnt, erwartete man von den Flüchtlingen, dass sie sich zum größten Teil selbst versorgen konnten, indem sie ihr Grundstück für Gemüseanbau und Tierhaltung nutzten. Demzufolge war alles in meiner Familie selbstgemacht, der Nachtisch, der Kuchen, der Saft, die Wurst, selbst unsere Kleidung. ‚Selbstgemacht‘ war bei uns Kindern nahezu ein Schimpfwort, das auf Armut und Bedürftigkeit hinwies. Erst viel später habe ich die wunderschönen und einzigartigen Kleider, die meine Mutter für mich und meine Schwester maßschneiderte, schätzen gelernt. Stundenlang konnten wir uns damit beschäftigen, die Modezeitsungen meiner Mutter durchzublätern, um Modelle auszuwählen, die sie dann für uns nähte. Sogar die Stoffe durften wir uns aussuchen. Doch damals fiel auch die Kleidung unter das abwertende Urteil ‚selbstgemacht‘, stattdessen beneidete ich meine Freundin in der Nachbarschaft, die ein gekauftes Nylonkleid mit vielen Rüschen besaß.

Alle käuflichen Fertigprodukte waren demzufolge für uns sehr erstrebenswert, so zum Beispiel Obstkonserven mit Pfirsich und Ananas, im Gegensatz zu eingeweckten Stachelbeeren aus unserem Garten, Sahnestücke aus der Konditorei statt dem gedeckten Apfel- und Käsekuchen meiner Mutter. Heutzutage setze ich natürlich ganz andere Prioritäten. Ich erinnere mich auch an die ewige Begierde nach Süßigkeiten, die nie gestillt wurde, außer zu Weihnachten und zu Ostern. Nur zu diesen Festen konnten wir uns an Süßem richtig satt essen, was dann häufig zu Bauchschmerzen führte.

Unsere Spielplätze waren entweder der Garten oder die Straße bzw. der Wald vor unserem Haus. Zu Beginn gab es noch keinen Asphalt, weshalb wir uns nach starkem Regen in den riesigen Pfützen vergnügen konnten. Als ich meine ersten Rollschuhe bekam, musste ich noch weit laufen, um zu einer asphaltierten Straße zu kommen. Dies war natürlich symptomatisch für unser

Wohngebiet, das ja kurz zuvor noch unerschlossenes Bauland gewesen war. Damals gab es nur unsere Flüchtlingsdoppelhäuser oder andere provisorische Behausungen, primitive Hütten und sogar einen ausrangierten Eisenbahnwagon, der einer vertriebenen Familie als Behausung diente. Heutzutage ist diese Gegend attraktives Bauland und die ganze Siedlung, jetzt eher ein Vorort von Lübeck, dicht bebaut mit Einfamilienhäusern. Die kurzen Wege in den Wald gibt es nicht mehr, lange Umwege sind vonnöten, anstatt einfach, wie damals in meiner Kindheit, die Straße zu überqueren.

Zu dem diffusen Gefühl von Armut kam aber auch ein starkes Empfinden von Ambivalenz. Einerseits hatte ich oft, nach außen hin, das Gefühl ausgeschlossen und minderwertig zu sein, zum Beispiel gegenüber meinen Schulkamerad:innen im Gymnasium. Innerhalb unserer Siedlungsgemeinschaft fühlte ich mich allerdings als etwas Besseres, denn meine Eltern hatten mich aufs Gymnasium geschickt, was damals noch eine Ausnahme war. Dies führte natürlich dazu, dass ich allen Kontakt mit Kindern aus der Umgebung abbrach, ja, meine früheren Spielkamerad:innen sogar verachtete.

Dass meine Eltern eine „Mischehe“ führten, war weiterhin etwas, was uns anders, ja, ‚besser‘ machte, das heißt, was uns in der Hierarchie innerhalb der Flüchtlingsgemeinschaft aufsteigen ließ. Bei uns gab es ja kein nostalgisches Kultivieren und Zelebrieren der alten Heimat, kein Verweilen in der Vergangenheit. Oder war mir das vielleicht nur entgangen? Habe ich dies womöglich nicht gesehen, nicht sehen wollen, unbewusst meine Flüchtlingsidentität ausgeblendet?

Kossert verweist auf die starke Segregation im Leben vieler Flüchtlinge, die ein Leben führten „zwischen früher und heute, zwischen der Trauer zu Hause und der Welt draußen, die nichts wissen wollte von dieser Trauer, zwischen extremer Anpassung und einsamer Ausgegrenztheit“.⁴⁸ Die Frage schleicht sich bei mir ein: Gehörte ich für meinen Vater vielleicht zu der Welt draußen, die die Trauer nicht sah und nichts von dieser Trauer verstehen

⁴⁸ Kossert, 2009, S. 444.

konnte und „wissen wollte“? Gab es eine Nische in seinem Leben, wo er unter „einsamer Ausgegrenztheit“ litt, die er in seinem Streben nach Anpassung noch nicht einmal seinen Kindern zeigen wollte?

Im Nachhinein kann ich ein großes Schweigen konstatieren, ein Schweigen, das vor allem die Gefühle betrifft, ein Schweigen, das zum Ausdruck bringt, dass sich mein Vater noch nicht einmal in seinen Gefühlen von Trauer, Heimweh, Wehmut, Entfremdung und Verlust den eigenen Kindern öffnen konnte. Dies war offenbar eine weit verbreitete Reaktion auf das Flüchtlingsdilemma: „Schweigen beziehungsweise spätes und zögerliches Erzählen selbst innerhalb des Familienverbandes war oft die Folge“.⁴⁹ Vielleicht war ja dieses Schweigen meines Vaters gerade eine Reaktion auf unser Desinteresse und unsere Gleichgültigkeit. Die Unfähigkeit zu verstehen ist ja geradezu ein klassisches Dilemma für Flüchtlinge der zweiten Generation. Für sie ist der Schmerz der Flucht lediglich vermittelt und nicht am eigenen Leib erfahren worden. Für sie ist das neue Land Normalität geworden, was nicht selten zu Konflikten und Diskrepanzen zwischen den Generationen führt. Mein Vater und meine Großeltern haben sicherlich Schmerz und Trauer empfunden, doch haben sie weitgehend dazu geschwiegen und wir waren nicht besonders interessiert, etwas über ihre Empfindungen zu erfahren. Wir waren schon „genervt“, wenn mal wieder das Wort Pommern fiel und haben mit unserer abweisenden Reaktion Gespräche dazu im Keim erstick. Nur zu Weihnachten und zum Geburtstag war es bequem, meinem Vater irgendetwas zu schenken, was mit Pommern zu tun hatte, ein Buch, einen Kalender, Bilder, Postkarten usw. Das kam immer gut an, dachten wir.

Vielleicht war es ja mein Vater selbst, der bewusst die Entscheidung getroffen hatte, seine Trauer zu unterdrücken und das Heimweh mit ehrgeizigem Bemühen um Assimilation zu ersetzen. Er wollte nicht als Fremder behandelt werden, wollte

⁴⁹ Kossert, 2009, S. 445.

das Stigma Flüchtling abschütteln. Deshalb tat er alles, um erfolgversprechende Wege für sich und seine Kinder zu finden.

Heute erst, Jahre nach seinem Tod, kann ich meinen Vater auch im Licht der Flucht sehen und leider erst jetzt vielleicht ein Stückweit verstehen. Ich kann sehen, wie mich seine Versuche, mit dieser Flucht umzugehen, auch geprägt haben, obwohl mir das weitgehend unbewusst geblieben war. Wie er bin ich ehrgeizig und leistungsorientiert und habe eine Tendenz, Probleme durch erhöhte, manchmal kopflose Aktivität zu überdecken.

Der Blick auf den Anderen hat mich veranlasst, mich selbst im Licht des Anderen zu sehen, zu untersuchen, wie Flucht und Migration mich selbst geprägt haben. Darüber hinaus habe ich eine neue Facette meines Vaters entdeckt. Ich kann nun in ihm auch den Flüchtling sehen, der zeitlebens um Anerkennung bemüht war – nicht zuletzt von seinen Kindern.

Die auto-ethnographische Perspektive hat mir so tieferen Einblick verschafft in meinen eigenen Hintergrund und Einsicht vermittelt, wie dieser verknüpft ist mit den Narrativen vieler anderer Flüchtlinge. Ich habe die Fähigkeit erworben, mich „morally, emotionally, aesthetically, and intellectually“⁵⁰ auf eine neue Weise für andere Fluchtnarrative zu interessieren – geleitet von Gleichwertigkeit und Empathie.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Aleida, *Formen des Vergessens* (Göttingen: Wallstein, 2016).
- Diercks, Willy (Hrsg.), *Flüchtlingsland Schleswig-Holstein. Erlebnisberichte vom Neuanfang* (Heide: Boyens GmbH & Co. KG., 1979).
- Flusser Vilem, „Exile and Creativity“, *Writings*, Hrsg. Andreas Ströhl (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2002 [1984]).
- Graf, Heike, „Wir Flüchtlingskinder. Eine unendliche Geschichte.“ In *Kulturmöten. En festskrift till Christine Farhan*. Hrsg. Amelie Björck, Eva Jonsson, Claudia Lindén, Mattias Pirholt (Huddinge: Södertörns högskola, 2020), S. 105–121.
- Hamid, Mohsin, *Exit West* (London: Hamish Hamilton, 2017).

⁵⁰ Khosravi, 2010, S. 4.

- Khosravi, Shahram, *'Illegal' Traveller. An Auto-ethnography of Borders* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2010).
- Kossert, Andreas, *Flucht – eine Menschheitsgeschichte* (München: Siedler Verlag, 2020).
- Kossert, Andreas, *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* (München: Siedler Verlag, 2009).
- Leandoer, Kristoffer, *L-ngta hem l-ngta bort – en essä om litteratur på flykt* (Stockholm: Natur & Kultur, 2020).
- Lutz, Helma, „Lost in Translation? The Role of Language in Migrants' Biographies: What Can Micro-sociologists Learn from Eva Hoffman?“, *European Journal of Women's Studies*, 18:4 (2011), S. 347–360.
- Meininghaus, Helmut, *Groß Grönau. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1230–2007* (Horb am Neckar: Geiger, 2007).
- Selge, Edgar, *Hast du uns endlich gefunden* (Fulda: Rowohlt, 2022).
- Seuferling, Philipp, *Media and the Refugee Camp. The Historical Making of Space, Time, and Politics in the Modern Refugee Regime* (Huddinge: Södertörn Doctoral Dissertations, 2021).
- Smets, Kevin, “The Way Syrian Refugees in Turkey Use Media: Understanding ‚Connected Refugees‘ through a Non-media-centric and Local Approach”, *Communications* 43:1 (2018), S. 113–123.